

Dirk Schäfer

aus Deutschland

Stipendien-Aufenthalt in
Kambodscha

24. März bis 03. Mai 2003

„Wer etwas zu sagen hat, schreibt es und bringt es unter die Leute“ – Über Freiheiten, die Journalisten in Kambodscha haben und sich nehmen

Von Dirk Schäfer

Kambodscha vom 24.03. – 03.05.2003
betreut von der Heinz-Kühn-Stiftung



Inhalt

1. Persönliches	392
2. Poly und die Politik	393
3. Safyas und der Weg zur freien Presse	395
4. Ny Ros und der magere Zeitungsmarkt	403
5. Len und die Freiheiten, die sich Journalisten nehmen	406
6. Der Wachmann und das kambodschanische Fernsehen	411
7. Puong und die Ausbildung von Journalisten	416
8. Lyong und der Verkehr – und ein Epilog	419

1. Persönliches

Dirk Schäfer, geboren 1969 in Münster. Sechs Jahre später wollte ich Journalist werden. Als Sechsjähriger hat man noch keine Ahnung davon, was ein Numerus clausus ist und wie knapp man mit seinem Abitur daran vorbeischliddern kann. Oder mit welchem großem Abstand. Wenn man etwas älter ist lernt man, dass Ärger und Sorgen um die Zugangsmarke und die Zugangsmarke selbst sich mit einem leisen pfffff in Luft auflösen können, denn die Zeit heilt alles, auch miese Abis.

Bis es soweit war, half ich fast ein ganzes Jahr, ein berühmtes Brausegetränk in Flaschen zu füllen. In meinem Privatleben drehte sich alles um Sprühdosen und deren kreative Leerung an Brücken und grauen Wänden in der Dunkelheit. Und irgendwann auch im Hellen. Der Graffiti-Hype Ende der 80er bescherte mir ein äußerst lukratives Nebeneinkommen durch Jugendzentren, Stadtbüchereien und Konzertveranstalter, die ihre Umgebung mit hippen Sprühereien aufpeppen wollten, sowie Privatleute, deren Autos fortan hinter bunten Garagentoren parkten.

Nach der Brauseherstellung kam der Zivildienst und noch sehr viel mehr Sprühdosen. Irgendwann war ich so überzeugt von meinem künstlerischen Talent, dass ich Malerei und Grafik studierte und die Dosen gegen eine Lackierpistole eintauschte, mit der sich die kreative Kraft von Wänden auf Autos verlagerte. Nach der Lackiererlehre wurde ich Zeuge temporär bedingter Verpuffung. Die Zeit hatte mein Abitur zu einer echten Zugangsberechtigung gemacht, der Weg war frei für das Journalistik-Studium in Dortmund. Erste Artikel bei meinem Heimatblatt in Herten, Volontariat bei der Westfälischen Rundschau in Dortmund, Jobs bei Sat 1, Handelsblatt, der Gestaltmanufaktur – einer überaus guten Agentur in Dortmund – und im Verkehrsstudio des WDR, der mir in harter Zeit die Miete sichert, und immer wieder freie Geschichten, in letzter Zeit häufiger über fremde Länder.

Kambodscha war ein Traumziel, ich wollte sein wie der amerikanische Journalist Sidney Schanberg aus „The killing fields“ seit ich 15 war. Mit 33 war es soweit.

Nochmals Danke, Heinz!

2. Poly und die Politik

„Junge Chinesin im Kugelhagel getötet“. Poly liest mir den Titel der *Rasmei Kampuchea* laut vor. Sechs Geschosse fanden die Ärzte im Körper der 24-jährigen chinesischen Geschäftsfrau. Sie durchschlugen die Scheiben ihres Wagens, als sie auf dem Weg zur Arbeit war, schon die erste war tödlich.

Es ist Dienstag morgen, die kambodschanische Hauptstadt Phnom Penh erwacht gerade zum Leben, die größte Zeitung des Landes berichtet über die Toten von gestern. Poly klappt die Zeitung zusammen und saugt einen großen Schluck Eiskaffee durch den Strohhalm in seinem Glas. Jeden Morgen kommt der 34-jährige Immobilienmakler in das Straßencafé und gönnt sich ein ausgedehntes Frühstück. Auf dem Immobilienmarkt tue sich derzeit nicht besonders viel, sagt Poly, Käufer und Investoren warteten die nächsten Parlamentswahlen ab. Erst, wenn die vorüber und die Verhältnisse im Land geregelt und sicher sind, werden sich Käufer und Investoren wieder trauen, ihr Geld für Häuser, Wohnungen und Grundstücke auszugeben.

Die nahende Abstimmung heizt bereits Monate vorher die Stimmung im Land an. Elf Tote gab es im Vorfeld der Wahlen 1998 und auch dieses Mal könnte das Wort Wahlkampf zur bitteren Realität werden. Politisch motivierte Morde sind in Kambodscha nicht an der Tagesordnung, doch jahrzehntelang gehörten Gewalt, willkürliche Verhaftungen, Folterungen und Morde zum kambodschanischen Alltag. Die Schwelle für Killer und ihre Auftraggeber liegt nicht nur moralisch niedrig, bezahlte Mörder erledigen ihr blutiges Geschäft schon für 50 Dollar. „Politiker umzubringen ist viel teurer“, sagt Poly und überlegt einen Moment – „vielleicht tausend Dollar“, schätzt er dann.

Erst vor wenigen Wochen war Om Radsady ermordet worden. Om war Berater und enger Vertrauter von Prinz Norodom Ranariddh, dem Vorsitzenden der *Funcinpec*, der zweitgrößten Partei im Land. Beim Verlassen eines Restaurants gaben Attentäter mehrere Schüsse auf Om ab und tauchten anschließend auf einem Motorrad im Zweiradgewimmel der Hauptstadt unter.

Das Attentat bot wochenlang Stoff für erregte Diskussionen. Anhänger der *Funcinpec*, der nationalen Einheitsfront für ein unabhängiges, neutrales, friedliches und kooperatives Kambodscha, vermuteten hinter dem Attentat den politischen Gegner, die *Cambodian People's Party (CPP)*, eine Partei, die aus der Bewegung der Roten Khmer entstand. Derzeit stellt sie mit Kambodschas starkem Mann Hun Sen den Premierminister. *Funcinpec* und *CPP* bilden eine Koalitionsregierung, doch die Zusammenarbeit ist nicht freiwillig. *CPP* und *Funcinpec* verbindet eine blutige Geschichte.

Nach jahrzehntelangem Bürgerkrieg, Diktaturen und fremder Besetzung fanden 1993 die ersten demokratischen Wahlen statt. Aus denen ging die Königspartei Funcinpec als stärkste Kraft hervor. Die Mehrheit reichte nicht zur Alleinregierung, Funcinpec und CPP gingen eine Koalition ein. Prinz Ranariddh wurde erster, Hun Sen zweiter Premierminister. Nach Jahren interner Streitigkeiten endete die erste demokratisch gewählte Regierung Kambodschas mit einem Putsch Hun Sens, der im Sommer 1997 die Macht an sich riss. Dutzende Führer der Funcinpec wurden verhaftet oder getötet, Prinz Ranariddh festgesetzt. Zwei Tage lang tobten Kämpfe in der Hauptstadt. König und Staatsoberhaupt Norodom Sihanouk flüchtete ins nahe China, Hunderte seiner Untertanen machten es ihm nach und verließen Kambodscha in Richtung Thailand, Indonesien, die Vereinigten Staaten und Europa. Unter den Flüchtenden waren viele Journalisten von Oppositionsmedien, die um ihr Leben fürchteten.

Auf internationalen Druck hin erklärte sich Hun Sen bereit, die für den Sommer 1998 turnusgemäß anstehenden Parlamentswahlen wie geplant durchzuführen. Die Wahl wurde zur Farce. Beide großen Parteien des Landes sollen massiv Stimmen gekauft haben. Wahlbeobachter registrierten Hunderte Fälle von Bestechung und Erpressung, Wähler wurden eingeschüchtert, Wahlurnen gingen verloren. Um die zweite „faire und freie“ Wahl in der Geschichte des Landes nicht zu gefährden, drückten internationale Beobachter beide Augen zu, die CPP erreichte eine knappe Mehrheit. Zu wenig, um alleine die Regierung stellen zu können, CPP und Funcinpec gingen erneut eine Koalition ein.

Die ist nicht weniger von politischen Intrigen gekennzeichnet als die erste. Mit dem Unterschied, dass Hun Sen dieses Mal alleiniger Premierminister ist und die Fäden in der Hand hat. Seinem politischen Gegner überließ er den Vorsitz des Parlaments. Prinz Ranariddh ist damit so einflussreich wie der Präsident des deutschen Bundestages.

Im Juli 2003 sind sechs Millionen Wahlberechtigte erneut zu Parlamentswahlen aufgerufen.* Obwohl die schlechte wirtschaftliche Lage des Landes nicht gerade eine Auszeichnung für die CPP ist – die Arbeitslosigkeit ist hoch, die Währung verfällt, die Preise steigen – deutet alles auf einen Sieg der CPP hin. Sie beherrscht die Politik und die Wirtschaft Kambodschas. Ohne ihr Wohlwollen lässt sich in Phnom Penh nicht einmal ein Internet-Cafe eröffnen. Dazu verfügt sie über genügend Geld, um Wählerstimmen zu kaufen.

* Bei den Wahlen Ende Juli 2003 gewann die CPP 47 Prozent der Stimmen, die Funcinpec kam auf 20 Prozent, die Sam Rainsy Partei ebenfalls auf 20. Die kambodschanische Verfassung verlangt für eine Alleinregierung eine Zweidrittelmehrheit. König Sihanouk schlug vor, Hun Sen solle Premierminister bleiben und ihm ein zweiter Premierminister aus einer der beiden anderen Parteien zur Seite gestellt werden. Doch die weigern sich und erkennen das Wahlergebnis nicht an. Bis zum Oktober 2003 muss eine Entscheidung getroffen werden. Die Nachrichtenagenturen nannten den Wahlkampf den ruhigsten in der kambodschanischen Geschichte. Ruhig ist natürlich Ansichtssache. Es gab einen Verletzten, als vor dem Hauptquartier der Funcinpec eine Handgranate explodierte.

Obwohl laut Comfrel, der kambodschanischen Organisation für faire und freie Wahlen, bei der Abstimmung im Juli mehr als 20 Parteien antreten werden, gibt es nur eine einzige echte Oppositionspartei im Land. Die Sam Rainsy Party, vom gleichnamigen Politiker gegründete, ist die dritte Kraft im Land. Rainsy war einst Funcinpec-Mitglied und Finanzminister. 1994 schmiss man ihn aus der Partei und dem Amt, der geschasste gründete seine eigene Partei. Die holte bei den Wahlen 1998 auf Anhieb 15 der 122 Parlamentssitze, bei den Regionalwahlen 2002 lag sie fast gleichauf mit der Funcinpec. Angespornt vom Erfolg macht Rainsy Front gegen die einstigen Freunde und Gegner, prangert Korruption, Vetternwirtschaft und sonstige Missstände an. Rainsy mag mit seinen Vorwürfen Recht haben, bestimmt sogar hat er recht. Nur mit Glück entkam er vor ein paar Jahren einem Attentatsversuch auf ihn. Rainsys Problem ist, dass niemand ihm zuhört und die Medien ihn nicht beachten. Das Fernsehen lässt ihn gänzlich links liegen. „Wenn wir Informationen über Sam Rainsy senden, denken die Leute, wir unterstützen ihn. Das können wir nicht machen“, sagt Krisada Manoonwong, Direktor des halbstaatlichen Fernsehsenders TV 5. Das ist konsequent, denn kein Fernsehsender kann ein Programm machen, in das sich nicht der amtierende Premierminister einmischen könnte. Rainsy versucht es mit Zeitungen, doch auch die haben wenig Interesse an seinen Geschichten. Das ist ebenfalls kein Wunder, auch die Zeitungen unterstützen entweder die CPP oder die Funcinpec.

3. Safyas und der Weg zur freien Presse

„You want I?“, fragt mich Safyas, eine der Kellnerinnen des Cafes. „Ahem, sorry, some ice please“. Safyas ist verstört. „Ice“, ausgesprochen wie „eis“, gibt es in Kambodscha nicht, ebenso wenig „rice“, ausgesprochen wie „reis“. Die Kambodschaner machen aus „ice“ einfach „ei“, und aus „rice“ wird „rei“. Wer korrekt „rice“ wie „reis“ und „ice“ wie „eis“ ausspricht, erntet verständnislose Blicke und im Zweifel nicht das, was er gern möchte. Die Konsequenzen phonetischer Korrektheit fallen bei „rice“ nicht so sehr ins Gewicht. Versteht die Bedienung nicht, bekommt man eben Nudeln. Bei „ice“ sind die Folgen tragischer. Wer „ice“ möchte und es auch so ausspricht bekommt garantiert keins und das Getränk bleibt warm. Und das ist schlimm, denn es ist heiß in Kambodscha. Im April ist es so heiß, dass der Teer auf der Straße weich und klebrig wird und Reifen von Autos und Motorrädern Geräusche machen, als hätte es gerade geregnet. 40 Grad und mehr zeigt das Thermometer, die Luftfeuchtigkeit liegt über 80 Pro-

zent. Schatten gibt es nur kurz nach Sonnenauf- und vor Sonnenuntergang, die meiste Zeit des Tages steht der strahlende Stern direkt über einem, als wäre es den ganzen Tag Mittag. „Ei“ ist daher zu jeder Zeit willkommen – und zu jedem Getränk. Aus ungenießbar warmer Limonade wird erst mit „ei“ ein genießbares Getränk, aus heißem Tee wird wohltuender Eistee und aus frisch gebrühtem Kaffee lässt sich mit ein paar Klumpen „ei“ ein prima Eiskaffee zaubern.

„You want I?“, fragt Safyas noch einmal. „Yes please, some I would be ni.“

Mit leisem Knacken lösen sich die Eiswürfel im heißen Kaffee. Poly hat inzwischen zum Tee gewechselt, den gibt es wie überall in Cafes umsonst. Poly ist in Phnom Penh ein seltenes Exemplar. Jeden Morgen kauft er Zeitungen. Von dieser Spezies gibt es in Phnom Penh nur etwa 20.000, fand der Cambodian Club of Journalists heraus. Poly ist im doppelten Sinn selten, denn er kauft zwei Zeitungen. Eine, die auf Seiten der CPP steht und eine zweite, die die Funcinpec unterstützt. „Man muss vorsichtig sein“, sagt Poly, denn beide Blätter schrieben nur die halbe Wahrheit. Und aus den zwei halben bastelt sich Poly seine persönliche ganze Wahrheit.

Offiziell ist Kambodschas Presse frei. Doch hinter den Kulissen schreiben all zu oft Politiker und einflussreiche Unternehmer die Artikel. Die Mächtigen im Land sind es schlicht gewohnt, dass die einzige Wahrheit diejenige ist, die von oben kommt. Und ihre Untertanen waren sehr geneigt, dem zuzustimmen, alles andere hätte böse enden können. 130 Jahre lang wurden die Kambodschaner von fremden Mächten, Diktatoren und einem Terrorregime beherrscht, das dem Land fast den Garaus machte. Generationen lebten mit der Angst, dass eine jede allzu gewagte öffentliche Äußerung ihre letzte gewesen sein könnte. Freie Medien gab es in dieser Zeit nie. Bis 1936 gab es nicht einmal eine Zeitung, die Lügen hätte können.

Erst 1936 erlaubten die französischen Kolonialherren ihren asiatischen Untertanen die Gründung einer khmersprachigen Zeitung. In diesem Jahr erschien zum ersten Mal die Nagara Vatta, was so viel heißt wie Land der Pagoden. Bis dahin hatte es lediglich eine Zeitung in französisch und eine in vietnamesisch gegeben, die Vietnamesen waren die bevorzugten Helfer in Verwaltung und Polizei.

Frankreich hatte Kambodscha 1863 zum französischen Protektorat gemacht, seit 1887 bildete es mit Laos und den südlichen Provinzen Vietnams die indochinesische Union. Die Enkel der französischen Revolution installierten ein repressives Staatssystem, jeden Anflug von Freiheit suchten sie zu verhindern. Das änderte sich, als 1936 ein Bündnis aus Sozialisten und Kommunisten die französischen Parlamentswahlen gewann. Die neuen Machthaber führten in den indochinesischen Kolonien eine begrenzte Rede- und Versammlungsfreiheit ein – der Startschuss für die Gründung der

Nagara Vatta. Mit ihr bekam die bislang zum Schweigen verurteilte kambodschanische Oberschicht die Möglichkeit, ihre Vorstellungen über Verbesserungen und die Entwicklung des Landes öffentlich zu äußern.

Schon sechs Jahre später kam das Aus. Nachdem die Nazis ihre Hakenkreuzfahne über Frankreich geworfen hatten, wurde Kambodscha nahtlos vom Hitlertruenen Vichy-Regime übernommen. Hinter den Kulissen hatten die mit Nazi-Deutschland verbündeten Japaner die Fäden in der Hand. So wie ihre teutonischen Brüder fühlten sich die kaiserlichen Gesellen rassen-technisch auserkoren andere Völker zu beherrschen. Die Japaner überrannten in Blitzkriegmanier Kambodscha, Vietnam, Laos, Korea, Teile von China, Indonesien und die halbe pazifische Inselwelt.

Die Japaner ließen die Nagara Vatta zunächst gewähren – bis die zwei Redakteure der Zeitung die asiatische Herrenrasse herausforderten. Mit einer Demonstration forderten sie die Freilassung eines Mönchs, der wegen seiner politischen Aktivitäten verhaftet worden war. Beide Schreiber leisteten ihm anschließend im Gefängnis Gesellschaft.

Nach Ende des Krieges versuchten die Franzosen ihre Vormachtstellung in Indochina zurück zu erobern. Das gelang ihnen nicht, Vietnamesen und Kambodschaner leisteten den wiederkehrenden Truppen der Trikolore erbitterten Widerstand. Als Zugeständnis an den aufkeimenden Nationalismus erlaubten die Franzosen in Kambodscha die Gründung von politischen Parteien, ließen Wahlen durchführen und segneten eine republikanische Verfassung ab. Die degradierte den damaligen König Sihanouk zum Grüßaugust. Eine Rolle, mit der sich der Monarch nicht so recht abfinden mochte.

König Sihanouk ist bis heute eine der schillerndsten Persönlichkeiten Kambodschas und Südostasiens. Über Jahrzehnte bestimmte er die Politik seines Landes, zuerst vor und später hinter den Kulissen. Er schmiedete Koalitionen mit Freunden und Feinden, brach mit Verbündeten und wechselte die Seiten wie ein flinkes Wiesel. Als 19-Jährigen hatten die Franzosen Sihanouk auf den Thron gehievt in dem Glauben, den jungen König kontrollieren zu können. Durch die neue Verfassung seiner Befugnisse beraubt, entwickelte Sihanouk seine eigenen Pläne.

Auf Bitten Sihanouks erlaubten die Franzosen dem in Verbannung lebenden kambodschanischen Nationalisten Song die Rückkehr. Kaum in Phnom Penh angekommen, gründete er die Zeitung Khmer Krok – Khmer erwacht. Mit dem Blatt machte Song Front gegen die Franzosen, forderte deren bedingungslosen Abzug und die Entlassung Kambodschas in die Unabhängigkeit. Die Zeitung wurde verboten, Sihanouk erklärte Song zum Staatsfeind. Die Franzosen glaubten den König daher auf ihrer Seite und ließen ihn gewähren, als er 1952 die Regierung feuerte, die Verfassung außer Kraft setzte, die Nationalversammlung nach Hause schickte, sich selbst zum

Premierminister ernannte und das Kriegsrecht verhängte. Ein Jahr später verlangte Sihanouk den bedingungslosen Abzug Frankreichs und die Entlassung in die Unabhängigkeit.

Paris blieb keine andere Wahl als zuzustimmen. Sihanouk hatte die nach Unabhängigkeit strebenden Kräfte im Land hinter sich gebracht und während mehrerer Auslandsreisen die internationale Gemeinschaft von seinem Vorhaben überzeugt. Unter Druck der Vereinten Nationen entließ Frankreich Kambodscha 1952 in die Unabhängigkeit.

Eine neue Verfassung gab Kambodscha und auch den Medien Auftrieb. Bis Mitte der 60er Jahre erschienen 13 Tages- und zwei Wochenzeitungen, drei Monatsmagazine, eine Sonntagszeitung und weitere Periodika. Die Zeitungen waren alles andere als frei. Um seine Reformvorhaben durchsetzen zu können, hatte Sihanouk 1955 eine Einheitspartei gegründet, in der die meisten anderen Parteien aufgingen. Kritik an seinem politischen Kurs ließ der autokratisch herrschende Premier nicht zu. Oppositionsmedien wurden unterdrückt, vereinzelt wurden Zeitungen geschlossen, ihre Chefredakteure verhaftet und zum Teil zu mehrjährigen Gefängnisstrafen verurteilt.

1966 ging die erste Fernsehstation auf Sendung. Königlich Kambodschanisches Fernsehen hieß die, und der Name war Programm – der Sender stand unter direkter Kontrolle der Einheitspartei Sihanouks. „Das Programm bestand vorwiegend aus Propagandafilmen über die Arbeit der Regierung und die Fortschritte des Landes“, erinnert sich Mao Ayuth, Direktor des staatlichen Fernsehsenders Television National Kampuchea (TVK).

Fortschritte machte das Land tatsächlich. Eine Agrarreform steigerte die Produktion von Nahrungsmitteln. Mit internationaler Hilfe wurden Krankenhäuser, Schulen und Universitäten gebaut und das Verkehrs- und Kommunikationssystem modernisiert. Kambodscha entwickelte sich unter Sihanouks Führung zum Vorzeigeland Südostasiens – und zum Paradies für Cineasten. 1966 entdeckte der Monarch seine Leidenschaft für den Film. Zwischen 1966 und 1969 drehte Sihanouk neun Streifen, in denen er die kambodschanische Geschichte, das Land und seine Erfolge als Herrscher glorifizierte. Die Filmleidenschaft ihres blaublütigen Führers bescherte Phnom Penh 30 Kinos.

Aller Fortschritt konnte aber nicht die Probleme im Land überdecken. Vor allem der autokratische Herrschaftsstil Sihanouks sorgte für Unzufriedenheit, die Opposition wollte sich nicht länger unterdrücken lassen. Auf der anderen Seite standen die bürgerliche Rechte und die Armee, die sich nur schwer mit dem sozialistisch angehauchten Wirtschaftssystem anfreunden konnten. Kritik am Kurs Sihanouks vor allem von westlichen Medien führte 1965 zur kurzzeitigen Ausweisung aller ausländischen Journalisten, ab 1969 ließ Sihanouk keine Korrespondenten mehr ins Land. Bedrohlicher als die

innenpolitische Situation waren jedoch die Schatten, die von außen kamen.

Während in Europa die Fronten beiderseits der deutsch-deutschen Grenze verhärteten, brachen anderswo auf dem Globus Stellvertreterkriege aus. In China war Mao an der Macht, Fidel Castro hatte Kuba erobert, der Krieg in Korea war mit der Trennung des Landes in einen kommunistischen und einen kapitalistischen Teil geendet. Unterstützt von China und der Sowjetunion gewannen Mitte der 60er Jahre im Norden Vietnams kommunistische Kräfte an Stärke, der Süden suchte Hilfe im Westen. Der Konflikt in Südostasien war offiziell kein Krieg, jedenfalls nicht für die Amerikaner und den Rest der westlichen Welt. In Wirklichkeit gab es im Norden Vietnams fast täglich Gefechte zwischen Südvietnamesen, Franzosen und Amerikanern auf der einen und den Nordvietnamesen auf der anderen Seite. Längst hatte der Konflikt Kambodschas nördlichen Nachbarn Laos erfasst. Um sein Land herauszuhalten, begann Sihanouk seine diplomatische Wackelpolitik.

Kambodscha hatte sich mit Jugoslawien, Ägypten und zwei weiteren Ländern zur Gemeinschaft der blockfreien Staaten zusammengeschlossen. Wenig später sagte sich Sihanouk völlig vom US-amerikanischen Einfluss los. Er entließ die Militärberater und stoppte 1965 jegliche US-Hilfe für sein Land, immerhin 14 Prozent des Staatshaushalts. Die Amerikaner waren von der Abweisung wenig begeistert. Sie benötigten für ihren Krieg gegen die Kommunisten im Nachbarland Vietnam einen verlässlichen Partner in Kambodscha. 1965 brachten die Amis eine Riege Unzufriedener dazu, gegen den König zu revoltieren. Der Umsturzversuch scheiterte. Als Gegenreaktion verwies Sihanouk den amerikanischen Botschafter des Landes und billigte die Stationierung nordvietnamesischer Truppen auf kambodschanischem Gebiet.

1969 begannen die USA mit Flächenbombardements gegen Basen und Nachschubwege der Nordvietnamesen im Osten Kambodschas. Die Amerikaner machten keine halben Sachen. Bis zum Ende der Bombardierungen 1973 warfen sie über dem Gebiet mehr Sprengstoff ab als auf Deutschland während des Zweiten Weltkriegs gefallen waren. Eine Million Menschen sollen den Bomben zum Opfer gefallen sein. Die Wut der Kambodschaner auf die Amerikaner, zusätzlich angeheizt durch deren Unterstützung für den verhassten Diktator Lon Nol, trieb Tausende in den Untergrund. Noch heute ist der Ausdruck „In die Berge gehen“ ein geflügeltes Wort im Land. Es bedeutet, sich den Untergrundkämpfern anzuschließen. Die Kämpfer waren die Roten Khmer.

1970 sorgte eine von Washington unterstützte Clique um General Lon Nol dafür, dass das Staatsoberhaupt nicht in sein Land zurückkehren konnte. Lon Nol, ehemals ein enger Vertrauter Sihanouks, nutzte einen Auslandsaufenthalt des Königs, um ihn zu entmachten und ihn in Abwesenheit zum Tode zu verurteilen.

Obwohl die neuen Machthaber einer freien Presse nicht weniger kritisch gegenüberstanden als Sihanouk – das Lon Nol-Regime führte sogar eine Vorzensur ein – florierten die Medien. Bis 1974 gab es insgesamt 30 Tageszeitungen. Das staatliche Fernsehen wurde umbenannt und sendete Programme im Sinne der neuen Regierung und ihrer Helfer. In den Kinos der Hauptstadt liefen nicht mehr Filme Sihanouks, sondern Streifen aus Hollywood.

Das Lon Nol-Regime manövrierte sich schnell selbst ins Abseits. Der General agierte bald als Diktator und verlor die Unterstützung der USA. Die verfolgten jetzt ihre eigentlichen Interessen, Lon Nol war nur Mittel zum Zweck. Kaum war Sihanouk beseitigt, startete die US-Armee eine Offensive gegen die von Kambodscha aus kämpfenden Nordvietnamesen. Die Amerikaner drangen von Südvietnam aus tief in den Osten Kambodschas ein und zwangen ihre Feinde, sich weiter ins kambodschanische Hinterland zurückzuziehen. Dabei überrannten die Vietnamesen die kleine Streitmacht Lon Nols, der dadurch die Kontrolle über die Hälfte des Landes verlor.

Seite an Seite mit den Nordvietnamesen kämpfte eine Gruppe, die sich seit Anfang der 60er Jahre um Pol Pot und andere Führer geschart hatten: Die Roten Khmer. Zunächst waren sie nichts anderes als eine weitere Widerstandsgruppe, gegen die schon Sihanouk vorgegangen war. Dann kämpften sie gegen Lon Nol und die Amerikaner. Sihanouk hatte die kommunistisch angehauchte Truppe während seiner Regentschaft verfolgen lassen und ihnen den Namen Rote Khmer verpasst. Im Kampf gegen Lon Nol standen Sihanouk und die Roten Khmer plötzlich auf derselben Seite und Sihanouk nutzte die Roten Khmer, um in Kambodscha wieder an die Macht zu kommen. Als das Militärregime ihn vertrieben hatte, war Sihanouk nach China gegangen und formierte mit den Roten Khmern und anderen Widerstandsgruppen eine Exilregierung. Ihr Ziel: Die Beseitigung des Lon Nol Regimes und die Rückkehr in ihre Heimat.

Während Sihanouk von außen am Sturz des Regimes arbeitete, beseitigten sich Lon Nol und Kumpane von innen selbst. Die korrupte Clique baute Schattenarmeen auf, strich deren Sold ein und verkaufte Waffen, die sie von den USA geliefert bekamen, an ihre Gegner. Im April 1975 marschierten die roten Khmer in Phnom Penh ein. Sihanouk jubelte, und mit ihm viele andere, etwa der heutige Premierminister Hun Sen, der an der Seite Pol Pots nach Phnom Penh kam. Das Jubeln verging ihnen bald.

Die Roten Khmer errichteten eines der brutalsten Terrorregime der Geschichte. Drei Jahre, acht Monate und 28 Tage – jedes kambodschanische Schulkind kennt diese Zahl. Für diese Zeit verwandelten die Roten Khmer Kambodscha in ein Massengrab. Sechs Millionen Einwohner zählte das Land zu Beginn ihrer Herrschaft, vier Millionen waren es danach. Zwei

Millionen Menschen starben an Hunger, körperlicher Erschöpfung als Folge von Zwangsarbeit, durch Folter und bei Massenhinrichtungen.

Im Visier hatten die Roten Khmer vor allem die Militärclique um Lon Nol, Polizisten, Mönche, Lehrer, Ingenieure und Journalisten, kurz jeden, der irgendwie gebildet war. Es reichte, eine Brille zu tragen, um verdächtig zu wirken. Die Roten Khmer stoppten jeglichen Informationsfluss. Zeitungen und der einzige Fernsehsender wurden geschlossen. Lediglich eine Radiostation sendete ein Propagandaprogramm und traditionelle Musik. Popmusik war verboten, wer ausländische Sender hörte, musste um sein Leben fürchten. Es gab keine Währung mehr, die Post wurde eingestellt, bis auf regelmäßige Flüge nach Peking war Kambodscha von der Außenwelt abgeschnitten.

Die Roten Khmer drehten das Rad der Zeit zurück. Nach ihrem Willen sollte Kambodscha eine landwirtschaftliche Kooperative werden, ohne modernes Gerät zu benutzen. Bagger, Raupen und anderes wurden verschrottet. Sie zwangen ihre Landsleute, Straßen, Dämme und Bewässerungsgräben mit Schaufeln und Spitzhacke und mit bloßen Händen zu bauen.

Weil Städte nur schwer zu kontrollieren sind, wurden Phnom Penh und alle Provinzstädte evakuiert. Innerhalb von nur drei Tagen mussten die damals zwei Millionen Einwohner Phnom Penh verlassen. Oft mit nicht viel mehr als einem Hemd auf dem Leib. Jeder persönliche Besitz war verboten. Autos und andere Luxusgüter wurden beschlagnahmt und zerstört. Wer versuchte, einen Teil seines materiellen Wohlstands zu erhalten, wurde auf der Stelle erschossen. Wenn er Glück hatte. Die Roten Khmer waren bei der Bestrafung von Abweichlern äußerst kreativ. Im Foltergefängnis S 21 in Phnom Penh, einst ein Gymnasium für Kinder der verhassten Oberschicht, trieben die Schergen ihren Opfern Nadeln unter die Fingernägel, zwangen sie, durch Trichter im Mund ihre eigenen Fäkalien zu schlucken und schnallten sie an Vorrichtungen fest, die bei jeder Körperbewegung das Fleisch mit scharfen Klingen aufschnitten. Tagelang wurden die Gefangenen gepeinigt, bis der Körper aufgab.

Beendet wurde der Spuk 1978. Weil sich die Roten Khmer immer öfter mit den vietnamesischen Nachbarn anlegten, überrannten die innerhalb von zwei Wochen das Land, trieben die Roten Khmer in die Berge beiderseits der thailändisch-kambodschanischen Grenze im Westen des Landes und installierten eine Marionettenregierung. Hilfe bei der Invasion leistete Hun Sen, der kurz vorher nach Vietnam gegangen war. Noch heute lässt er sich und seine CPP dafür feiern und will damit vergessen machen, dass er und andere Führer der Partei jahrelang am Massenmord beteiligt waren.

Nach der Vertreibung durch die Vietnamesen führten Pol Pot und seine Mannen einen jahrelangen Guerillakrieg, je nach Interessenlage mal unterstützt von den USA, Thailand, China, der Funcinpec und ihrer Vorgänger-

partei oder der CPP. Erst mit einer großen Offensive der kambodschanischen Armee wurden 1997 die letzten Bastionen der Roten Khmer eingenommen, Pol Pot und andere Anführer festgesetzt.

Während der vietnamesischen Besatzung wurde der Informationsfluss im Land monopolisiert. Ausländische Journalisten waren unerwünscht, erst ab 1986 durften sie wieder ins Land. Vier streng kontrollierte Zeitungen erschienen, wovon eine das Verlautbarungsorgan des Central Committee of the People's Revolutionary Party war, einer Vorgängerpartei der CPP, dessen jetzigem Vize-Präsidenten und heutigem Premierminister Kambodschas Hun Sen die Vietnamesen den Posten des Außenministers gaben. Chefredakteur des Blattes war Pen Samitthy, der heute mit der Rasmei Kampuchea die größte Tageszeitung des Landes leitet. „Unsere Leser wissen das“, sagt Pen Samitthy dazu, und im Übrigen sage seine Vergangenheit und politische Überzeugung nichts über die Inhalte seiner Zeitung aus.

1984 kamen die Kambodschaner wieder in den Genuss des Empfangs bewegter bunter Bilder. Besonders ansprechend war das Programm nicht, Television National Kampuchea verbreitete wie die Zeitungen vor allem Propaganda.

Ende der 80er Jahre öffneten die Vietnamesen ihr Heimatland und das besetzte Kambodscha innen- und außenpolitisch. Eine neue Regierung mit Hun Sen als Premierminister wurde eingesetzt, wenig später verließen die Vietnamesen Kambodscha. Mit einer ihrer Hinterlassenschaften kämpfen die Kambodschaner noch heute. Um sich vor Übergriffen der Roten Khmer zu schützen, verlegten die Vietnamesen vom Golf von Thailand an der südlichen Küste bis zur laotischen Grenze im Norden Millionen von Minen – es ist der längste Minengürtel der Welt.

Die politische Hinterlassenschaft war nicht weniger explosiv. Kaum hatten die vietnamesischen Truppen dem Tempelstaat den Rücken gekehrt, flammte der durch die Besatzer unterdrückte Bürgerkrieg wieder auf. Oppositionelle Gruppen, darunter die Roten Khmer, verwickelten die Soldaten der neuen Regierung immer öfter in Kämpfe. Die Gefechte in den Provinzen trieben Hunderttausende in die sicheren Städte. Nach monatelangem diplomatischem Tauziehen kamen die Kriegsparteien Ende 1991 in Paris zu einem Übereinkommen. Anfang 1992 kamen die Blauhelme.

Die UN bezeichnet den Kambodschaeeinsatz als eine ihrer erfolgreichsten Missionen. Zwar haben die Blauhelme Kambodscha Frieden und Freiheit gebracht, doch die Mission hatte auch äußerst unangenehme Begleiterscheinungen. Fern von Heim und Hof zogen die Friedenskämpfer durch die Puffs der kambodschanischen Hauptstadt und brachten das vorher unbekannte AIDS ins Land. Kambodscha hat heute die höchste Rate HIV-Infizierter in Asien. Die UNTAC-Mission heizte außerdem die Korruption an. Innerhalb

weniger Monate pumpte die Weltgemeinschaft zwei Milliarden Dollar in das bettelarme Land, legte dabei aber nicht immer Wert auf eine Kontrolle des Geldflusses. Die UN-Verwaltung zahlte zum Beispiel Millionen für das Asphaltieren von Straßen in Phnom Penh. Ohne zu überprüfen, ob die Straßen tatsächlich geteert wurden. Das wurden sie oft nicht. Der Straßenbau wurde so für einige zu einem äußerst lukrativen Geschäft. Teilweise gab die UNTAC sogar mehrfach Geld für das Nicht-Asphaltieren derselben Straßen.

Neben diesen Eigentoren bedeutete die UNTAC-Mission für die Kambodschaner das Recht auf freie Meinungsäußerung. Kurz nach den Wahlen 1993 verabschiedete das Parlament eine neue Verfassung, die vom erneut inthronisierten Sihanouk verkündet wurde. Das Recht, sich frei zu äußern, bedeutete auch, Zeitungen gründen und vertreiben zu dürfen und darin ungeschminkt seine Meinung zu veröffentlichen.

4. Ny Ros und der Zeitungsmarkt

„Jedes Mal, wenn etwas außergewöhnliches passiert, verkaufe ich alles, was da ist“, sagt Ny Ros. Seit acht Jahren besitzt der 55-jährige Ny Ros einen der wenigen Zeitungsstände in Phnom Penh. Am Tag nach dem Putsch durch Hun Sen 1997, da habe er bisher am meisten Zeitungen verkauft, sagt Ny Ros, und sein Tonfall klingt, als wüsche er sich mal wieder etwas Aktion.

Schon vor Inkrafttreten der neuen Verfassung schossen vor allem in Phnom Penh Zeitungen wie Pilze aus dem Boden. Oft mit billigsten Mitteln produziert, ähnelten sie eher Loseblattsammlungen als seriösen Blättern. Doch den Lesern war das egal. „Die Leute lechzten nach Information“, sagt Norbert Klein, Chefredakteur der Wochenzeitung *The Mirror*.

Viele wurden einfach in den Straßen verteilt, andere, vor allem die meisten professionell gemachten Blätter, boten Kambodschanern wie Ny Ros ein Auskommen als Zeitungsverkäufer. Mit der Euphorie war es jedoch schnell vorbei. Auch die billigste Herstellung verursacht Kosten, nach und nach verschwanden viele Blätter. Die übrig gebliebene Zeitungsvielfalt ist für ein Land wie Kambodscha aber immer noch bemerkenswert: Auf 75.000 Einwohner kommt eine Zeitung. Leider ist die Zahl der Käufer ebenso bemerkenswert. 20.000, hat der Cambodian Club of Journalists herausgefunden, erstehen in Phnom Penh täglich eines der informativen Druckwerke. Und dabei haben sie allein in Phnom Penh die Wahl unter mehreren Dutzend. Anders ausgedrückt muss man in Kambodschas Hauptstadt keine Angst ha-

ben, dass seine Lieblingsgazette irgendwann ausverkauft ist. Und nicht nur in Phnom Penh, im gesamten Land gibt es 160 Zeitungen, die kaum gelesen werden. Wie viel Zeitungsleser es landesweit gibt, weiß niemand, rechnet man jedoch die Auflagen der größten Zeitungen zusammen, ergibt sich eine Zahl von rund 35.000.

„Die Auflagenzahlen sind im Vergleich eher lächerlich“, erzählt mir Pen Samitthy, Chefredakteur der Rasmei Kampuchea. „Aber“, so Pen, „wir sind nicht unzufrieden.“ 15.000 Mal verkauft sich seine Rasmei Kampuchea täglich. Damit ist sie der absolute Verkaufsschlager und kann sich größte Tageszeitung des Landes nennen. Die zweitgrößte ist die Koh Santepheap, ausgesprochen ko santepiep, sie verkauft sich täglich 8.000 Mal. Alle anderen khmersprachigen Blätter sind weit weniger gefragt, sie dümpeln bei Auflagen von ein oder zwei Tausend und wenigen Hundert. Und auch die im zweiwöchigen Rhythmus erscheinende englischsprachige Phnom Penh Post sowie die französischsprachige Cambodge Soir könnte man, schaut man sich die Auflagen an, eher für seltene Liebhaberstücke als für Massenmedien halten.

Die geringen Auflagen lassen sich aber nicht allein mit der großen Konkurrenz der Blätter untereinander begründen. Wer in Kambodscha Zeitungen verkauft, steht mit weit härteren Gegnern als den Redakteuren anderer Zeitungen im Ring. Der härteste Widersacher der kambodschanischen Schreiber ist der Analphabetismus. 40 Prozent der Kambodschaner können nicht lesen. Die 40 ist aber lediglich der Durchschnittswert für das gesamte Land. Außerhalb der Städte, wo zehn der 13 Millionen Kambodschaner leben, ist die Rate der Analphabeten noch weit höher. Hier liegt sie bei über 70 Prozent, oder in absoluten Zahlen: mehr als sieben Millionen.

Kein Wunder also, dass auf dem Land kaum Zeitungen gekauft werden. Und wo kein Bedarf besteht, lohnen sich der Verkauf und der Transport auch nicht, also bieten die Macher sie dort gar nicht erst an. Damit nicht genug. Neben ausreichend Menschen, die des Lesens mächtig sind, gibt es auch nur in den Städten genügend, die sich gedruckte Informationen überhaupt leisten können. Wer als Tourist zu den Tempeln von Angkor jettet, dazu in der nahen Provinzstadt Siem Reap nächtigt, und sich dann vielleicht noch Phnom Penh anschaut, kann schnell den Eindruck gewinnen, dass Kambodscha gar nicht so arm ist wie es ist. Ist es aber. Kambodscha gehört zu den ärmsten Ländern auf dem Erdball. Das Durchschnittseinkommen liegt bei 280 US-Dollar pro Jahr und Kopf, das sind 76 Cent pro Tag. Eine Zeitung kostet umgerechnet 20 Cent oder 700 Riels. Nicht nur, dass mit dem Kauf einer Zeitung ein Viertel des durchschnittlichen Tageseinkommens futsch sind – mit 700 Riels ist eine Zeitung genau so teuer wie ein Kilogramm Nudeln. Selbst wenn mehr Kambodschaner lesen könnten haben sie doch

Hunger. Und mit knurrendem Magen fällt die Wahl zwischen Zeitung und Nudeln nicht schwer.

So viel zum Verkauf. Und um es gleich vorweg zu nehmen – auch die andere Seite der Zeitungsfinanzierung sieht alles andere als rosig aus. Noch weniger als Leser gibt es in Kambodscha Anzeigenkunden. Das bettelarme Land hat kaum genügend finanzstarke Unternehmen, die durch das Anpreisen ihrer Produkte den Zeitungen ein Überleben sichern könnten. Die Rasmei Kampuchea, wie gesagt die größte Zeitung des Landes, kontrolliert rund 40 Prozent des lokalen Anzeigenmarktes. „Wir verdienen 50.000 bis 60.000 US-Dollar pro Monat“, sagt Pen Samitthy. Für alle Mitbewerber ein Traumergebnis.

Mangels ausreichend Lesern und begrenzter Anzeigenkundschaft wird das Zeitungsmachen zum Zuschussgeschäft. Bernard Krisher, Herausgeber der englischsprachigen Cambodia Daily, sichere seinem Blatt mit 5.000 US-Dollar monatlich das Überleben, schrieb der kambodschanische Journalist Lor Chandara. „Um Geld kümmere ich mich nicht“, sagt dazu Chefredakteur Matt Reed, und auch die Auflagenhöhe sei ihm schnuppe. Bei täglich 4.000 verkauften Exemplaren sind ernsthafte Gedanken um die Würdigung seiner Arbeit auch sicher nicht hilfreich.

Nicht nur Sorgen um Auflage und Geld sind Matt Reed fremd, auch Furcht einflößende Gedanken darüber, wie eventuelle Reaktionen auf Berichte seiner Zeitung ausfallen, kennt er nicht. „Deswegen machen wir das doch“, sagt er. Die Cambodia Daily ist ein hoch angesehenes Produkt, vor allem, weil sie das tut, wofür sie gegründet wurde, nämlich Kambodschas Pressefreiheit zu unterstützen, zu schützen und vor allem zu nutzen. „Wir schreiben die Wahrheit“, sagt Matt Reed, „und wenn das bedeutet, Leuten auf die Füße zu treten, machen wir es um so lieber.“

Offiziell unterliegt die kambodschanische Presse kaum Restriktionen. Khieu Kanarith, Staatssekretär im Informationsministerium und Sprecher der Regierung, hat die kambodschanische Presse mehrfach als eine der freiesten in Südostasien bezeichnet, von Thailand abgesehen. „Die Medien hier sind freier als zum Beispiel in Vietnam“, sagt Eric Unmacht, der das Büro der Deutschen Presseagentur (dpa) in Phnom Penh leitet. Der Amerikaner hat zwei Jahre in Vietnam gearbeitet, bevor er nach Kambodscha kam. Im Nachbarland eine Auskunft von Regierungsstellen zu heiklen Themen zu erhalten sei fast aussichtslos, sagt Eric. In Kambodscha dagegen müsse er einfach nur den Telefonhörer abnehmen und die Nummer wählen. Ob das, was er als Antwort bekomme, immer die Wahrheit sei, zweifle er zwar an, doch er habe seine Mittel. Die verfeindeten Blöcke in der Regierung plauderten gern aus dem Nähkästchen über die Verfehlungen des anderen. Wenn er glaube, er bekomme keine ehrliche Auskunft, rufe er die Gegenseite an.

Die Freiheit der Presse ist in Kambodscha neben der Verfassung durch ein extra Pressegesetz geregelt. Das 1995 verabschiedete Werk gewährt das Recht zum Schutz von Quellen und garantiert den Zugang zu Informationen. Eine Zensur gibt es offiziell nicht, doch ein Passus des Gesetzes sorgt bis heute für Unruhe. Danach darf die Presse nichts veröffentlichen, was die nationale Sicherheit oder die politische Stabilität des Landes gefährden könnte. Was genau das sein könnte ist nicht genauer definiert – und damit Auslegungssache des zuständigen Informationsministeriums. Das kann bei Verstößen die Zeitung für bis zu 30 Tage dicht machen und zusätzlich eine Geldstrafe in Höhe von bis zu 15 Millionen Riels verfügen, umgerechnet 6.000 Euro. Käme es zur Höchststrafe, bedeutete das für fast jedes kambodschanische Blatt das unwiderrufliche Aus. Doch das zuständige Informationsministerium hielt sich bislang zurück, und die Medienmacher haben sich inzwischen an dieses Damoklesschwert gewöhnt. „Der Artikel hat keine Auswirkungen auf unsere tägliche Arbeit“, sagt Matt Reed, Chefredakteur der englischsprachigen Cambodia Daily.

5. Len und die Freiheiten, die sich Journalisten nehmen

Len ist sprachlos. Seit Minuten blickt er in aufgeregt diskutierende Gesichter, mal nach links, mal nach rechts, mal in die Mitte. Ich habe mich mit ihm aufgemacht zum Cambodian Club of Journalists, wo ich mit Pen Samitthy verabredet bin. Pen Samitthy ist nicht nur Chefredakteur der Rasmei Kampuchea, sondern auch Präsident des Clubs. Ein wichtiger Interviewpartner also und ein vielbeschäftigter Mann, den man besser nicht warten lässt, wenn es nicht sein muss. An diesem Morgen lässt es sich nicht vermeiden.

Der Club liegt in der Rue 332. Nur die verkehrsreichen Hauptstraßen haben in Kambodscha Namen, kleinere Nebenstraßen haben Nummern. Und ganz kleine gehen verloren. Die 332 ist so eine. Obwohl es große Lücken in der Nummerierung gibt, kann man sich generell auf eine auf- bzw. absteigende Reihenfolge verlassen. Auf die 232 folgt die 242, dann die 278, die 292 und so fort. Es gibt noch Straßen dazwischen, doch wo die liegen, kann sich niemand merken. Am wenigsten die Motorbikedriver, die es eigentlich wissen sollten, denn sie kutschieren Leute auf zwei Rädern durch die Stadt. Len, den ich vor Tagen beim Frühstück getroffen habe, hat sich mit seinem Motorbike bislang als zuverlässiger Kutscher erwiesen. Im Gegensatz zu vielen anderen seiner Kollegen in Phnom Penh, die bei der Nennung des Fahrtziels erst einmal nicken, weiß er tatsächlich, wo man hin will. Doch bei Rue 332 muss er passen.

Ein Blick in die Straßenkarte sollte helfen. Doch die „Phnom Penh 3-D Map, in der die Gebäude der Hauptstadt in aufwändiger, dreidimensionaler Grafik dargestellt sind, vermutet Rue 332 an einer Stelle, an der im wirklichen Leben die Rue 186 ist. Nach 20 Minuten erfolgloser Suche habe ich die Straßenkarte einem Mülleimer anvertraut. Die Macher haben bei ihrem ansehnlichen Werk offenbar mehr Wert auf eine nette Gestaltung gelegt als auf den Sinn eines Stadtplans.

Bevor die Suche in Verzweiflung endete sprach Len einen Landsmann an. Der war unter einem auf drei Reifen aufgebockten Wagen hervor gekrochen, zeigt jetzt mit seinen zwei verölten Armen in drei Richtungen auf einmal und verkündet für mich Unverständliches. Sein hinzu gerufener Kollege mit sauberen Händen, vermutlich der Boss der kleinen Werkstatt, stützt mit seiner linken Hand den rechten Ellbogen ab und reibt mit Daumen und Zeigefinger der anderen Hand überlegend an seinem Kinn. Ein neugieriger Dritter, der zufällig mit dem Fahrrad entlang kam, fällt dem Mechaniker ins Wort, wird dabei aber vom Boss unterbrochen, der mit eindeutigen Gesten den Verstand des Radfahrers abqualifiziert, woraufhin sich der Mechaniker wieder einschaltet und Len wort- und gestenreich eine Wegbeschreibung gibt. Zumindest halte ich es dafür. „Was sagt er?“, frage ich Len. „Er sagt, dass es nicht weit sein kann“, antwortet Len.

Mit Lens Mobiltelefon rufe ich den Club an, um mich bei Pen für die Verspätung zu entschuldigen. Der kennt das Problem, sowohl das der versteckten Zwischennummern, als auch das des endlosen Diskutierens. Und während Len von Pens Sekretär eine Wegbeschreibung erhält, verneige ich mich zum Abschied höflich vor den drei Bemühten.

Die Rasmei Kampuchea gilt als eine der Vorzeigebblätter des kambodschanischen Journalismus. Insgesamt sind beim kambodschanischen Informationsministerium 160 Zeitungen und Magazine registriert, die mehr oder weniger regelmäßig erscheinen, darunter zehn Tageszeitungen. Noch bis vor zwei Jahren waren es mehr als 220. Weil ein guter Teil nur sporadisch erschien, strich das Informationsministerium, zuständig für die Kontrolle der Medien, die Vergabe von Rundfunklizenzen und Anfragen aller Art, mehr als 60 Titel heraus. Kein Angriff auf die Pressefreiheit, wie der Staatssekretär im Informationsministerium Khieu Kanarith damals betonte, sondern ein notwendiger Schritt, um die Qualität des Journalismus in Kambodscha zu sichern.

„Die Qualität vieler Zeitungen ist nicht gut“, sagt Pen Samitthy, der mir an einem Konferenztisch im Cambodian Club of Journalists gegenüber sitzt. Um die Qualität zu verbessern wünscht er sich weniger Zeitungen, und er liefert auch gleich eine praxisnahe Begründung. Vor einigen Wochen sei die größte Konkurrenzzeitung der Rasmei Kampuchea, die Koh Santepheap, für zwei Tage nicht erschienen. „Die Tochter des Herausgebers hat geheiratet

und alle waren mit den Hochzeitsvorbereitungen beschäftigt.“ Ich schaue etwas ungläubig, doch Pen fährt unbeirrt fort. An den beiden Tagen habe er um die Hälfte mehr Zeitungen verkauft, sagt er, und lacht laut los. „In Kambodscha passieren die verrücktesten Dinge“, sagt er dann und grinst.

So wie seine Zeitung vom kuriosen Ausfall des größten Konkurrenten würde der gesamte Markt von weniger Zeitungen profitieren, so Pen. 20 Blätter für die Hauptstadt halte er für genug, und die Qualität würde sich deutlich verbessern. Seine Rechnung ist einfach. Je weniger Zeitungen es gebe, desto weniger müssten sich den kleinen Werbekuchen teilen, und je mehr die Zeitungen verdienten, desto mehr könnten sie ihren Angestellten bezahlen. „So lange Reporter nicht ausreichend bezahlt werden, sind sie anfällig für Korruption“, sagt Pen.

Gekaufte Berichte sind in Kambodscha keine Seltenheit. „Nach Pressekonferenzen wird bündelweise Geld an Journalisten verteilt“, hatte mir dpa-Mann Eric Unmacht erzählt. Und Um Sarin, Vorsitzender der Cambodian Association for the Protection of Journalists (CAPJ), berichtete von der Arbeitsmoral der unterbezahlten Angestellten der kambodschanischen Nachrichtenagentur L'Agence Khmer de Presse (AKP). „Die stehen oft nicht einmal morgens auf, um zur Arbeit zu gehen, es lohnt sich einfach nicht“, so Um. Die AKP zahlt ihren Mitarbeitern umgerechnet 30 Euro im Monat.

Die Rasmei Kampuchea kann es sich als eine der wenigen Zeitungen leisten, ihre Schreiberlinge mit einem angemessenen Lohn zu beglücken. 220 Euro monatlich erhalten die Redakteure am Anfang, sogar ein 13. Gehalt ist drin. Die Redakteure anderer Blätter kommen auf 80 bis 200 Euro. Die Spitzenverdiener unter den kambodschanischen Journalisten sind die Fernsehmacher. Die Moderatoren des staatlichen Senders TV 5 verdienen ab 250 Dollar im Monat. 1.000 Dollar und mehr sind nicht selten, die bekannten Gesichter werden für Fernsehspots gebucht oder moderieren Veranstaltungen.

Journalisten mit geringem Einkommen seien aber nicht nur empfänglich für freiwillige Zuwendungen, so Pen. Immer wieder würden unlautere Schreiber beim Griff zum Portemonnaie nachhelfen. Das läuft so. Ein Journalist sucht sich ein Unternehmen, das bereits in der Kritik steht. Er erfindet etwas dazu, meldet sich beim Unternehmen und bietet einen Tauschhandel an – sein Schweigen gegen Bargeld. In einem aktuellen Fall hatte sich das Unternehmen selbst bei dem Journalisten gemeldet und einen Treffpunkt für die Geldübergabe vereinbart. Dort wartete jedoch nicht der erhoffte Geldkoffer, sondern ein paar Handschellen. „Solche Dinge passieren viel zu oft“, so Pen, allein im März 2003 habe es drei solcher Fälle gegeben.

Pen Samitthy verlangt von seinen Kollegen mehr Respekt vor der Professionalität. „Es gibt leider keine zentrale Instanz, die Verstöße ahnden könnte“, sagt er. Ein Versuch des Informationsministeriums, der Sache Herr

zu werden, misslang. Das Ministerium wollte nur qualifizierten Journalisten eine Erlaubnis zur Herausgabe einer Zeitung geben. Diese Art der Kontrolle ließ sich mit den gerade gewonnenen Freiheiten aber nicht vereinbaren. Auch schlugen Versuche fehl, einen einheitlichen und verbindlichen Pressekodex einzuführen und ihn von einer nichtstaatlichen Institution überwachen zu lassen. Doch auch das scheiterte, denn neben dem Cambodian Club of Journalists gibt es fünf weitere Interessenverbände der Zunft. Man sollte annehmen, dass die paar hundert Journalisten bei wichtigen Fragen im Land an einem Strang ziehen, aber die Herren reden teilweise nicht einmal miteinander. „Journalisten verschiedener politischer Richtungen setzen sich niemals zusammen an einen Tisch“, sagt Pen Samitthy, und wenn, dann um sich zu streiten.

Pen Samitthy steht auf der Seite der CPP, daraus macht er keinen Hehl. Auch, dass sein Herausgeber ein einflussreicher Wirtschaftsführer ist, der über gute Kontakte zum Premierminister verfügt, gibt er offen zu. Die politische Ausrichtung einer Zeitung bedeute jedoch nicht, dass keine anderen Meinungen zu Wort kämen, so Pen. „Wir versuchen, unabhängig zu bleiben.“

Pen hält die Mitarbeiter der Rasmei Kampuchea an, dem vom Cambodian Club of Journalists formulierten journalistischen Ehrenkodex zu folgen. Der beinhaltet Standards wie akkurate und wahrheitsgetreue Berichterstattung. „Bei sensiblen Themen, etwa über den König oder Korruption, halten wir unsere Reporter an, ausgeglichen zu berichten und auf mindestens zwei Quellen zurückzugreifen“, sagt Pen. Seine Mitarbeiter hielten sich dran, nicht umsonst gelte sein Blatt als ein positives Beispiel in der kambodschanischen Presselandschaft. „Wir haben einen hohen Standard“, so Pen, „wären wir schlecht, würden wir nicht mehr gelesen.“

Diese Erkenntnis leitet nicht alle Chefredakteure. „Wer etwas zu sagen hat, schreibt es und bringt es unter die Leute, und wenn es nur dazu dient, die Auflage zu erhöhen“, sagt Norbert Klein, Chefredakteur der Wochenzeitung *The Mirror*. Jüngster Beleg für diese Einschätzung ist ein Artikel über eine in Kambodscha populäre thailändische Schauspielerin vom Januar 2003. Die hatte sich angeblich über die Tempel von Angkor Wat geäußert. Die Tempel, so wurde die Schauspielerin zitiert, gehörten gar nicht den Kambodschanern, sondern den Thailändern, und sie wolle nicht eher im Nachbarland auftreten, bis Kambodscha die Tempel an Thailand zurückgegeben hätte. Die Geschichte war erfunden, doch mit ihren Tempeln verstehen die Kambodschaner keinen Spaß. Ursprünglich gebaut nämlich wurden sie von den Khmern, die sie zum Mittelpunkt ihres Großreichs machten und dem die Kambodschaner noch heute nachtrauern. Zwar war Angkor mehrfach in den Händen anderer Besitzer, auch in denen der Siamesen, den Vorgängern der Thailänder, doch originär gehören sie den Kambodschanern.

Die Geschichte löste in der Folge die schlimmsten Krawalle aus, die das Land seit dem Putsch von Hun Sen 1997 gesehen hat. Wenn auch nicht sofort. „Der Artikel fand zunächst kaum Beachtung“, erzählt Norbert Klein. Erst, als Premierminister Hun Sen den Artikel in einem Fernsehinterview aufgriff, regte sich das empfindliche Nationalbewusstsein der Kambodschaner. Kurz nach der Fernsehübertragung versuchten Tausende, die thailändische Botschaft zu stürmen, warfen Steine und skandierten antithailändische Parolen. Von der gut gesicherten Botschaft ließ die aufgebrachte Menge schnell ab, die Aggressionen verlagerten sich auf eine weniger gut geschützte thailändische Fabrik gleich nebenan. Die wurde geplündert und ging in Flammen auf. Die Fabrik teilte ihr Schicksal mit dem Bürohaus einer thailändischen Telefonfirma in der Innenstadt und weiteren Gebäuden, die thailändischen Unternehmen gehören. Christoph Waskow, Mitarbeiter des Fernsehsenders Cambodian Television Network (CTN), kam den Auseinandersetzungen näher, als ihm lieb war. „Wir haben uns im Fußraum unseres Autos versteckt und gehofft, dass nichts passiert“, sagt Christoph. Christoph war gerade auf dem Weg nach Hause, als er mit einem Kollegen in die marodierende Menschenmenge geriet. Der Schock ist dem Deutschen auch drei Monate später noch anzumerken. „Die Leute haben an unserem Wagen gerüttelt und versucht, die Türen zu öffnen“, erzählt Christoph. Es gelang ihnen nicht, nach wenigen Minuten ließen sie von dem Auto ab.

Eine Nacht und einen Tag dauerten die Ausschreitungen. Ernsthaft verletzt wurde niemand, doch der politische und wirtschaftliche Schaden war enorm. Hunderte thailändische Staatsbürger flüchteten aus Angst vor Übergriffen in ihre Heimat. Die thailändische Regierung berief ihren Botschafter ab und schloss für mehrere Wochen die Grenzübergänge. Flüge, Busse und überhaupt jeglicher Personen- und Warenverkehr mit Thailand, einem der Haupthandelspartner Kambodschas, war für zwei Wochen lahm gelegt. Erst nach Verhandlungen über eine Entschädigung kehrte der thailändische Botschafter Ende April nach Phnom Penh zurück. 50 Millionen Dollar zahlt Kambodscha an Thailand für die Schäden an der Botschaft und anderen Gebäuden.

„Hun Sen hat mit der Geschichte gezielt auf den Nationalismus gesetzt“, sagt Norbert Klein. Er hält das ganze für politisches Kalkül. Der Premierminister habe die Story aufgegriffen, um sich selbst als Patriot darzustellen, so Klein. Die Frage, ob Hun Sen mit den Ausschreitungen gerechnet habe, lässt Klein offen. „Es ist zumindest merkwürdig, dass in einem Viertel mit mehreren Botschaften und internationalen Organisationen Plünderern und Brandstiftern tatenlos zugesehen wird“, sagt Klein. Direkt gegenüber der thailändischen Botschaft liegt das kambodschanische Innenministerium, an fast jeder Ecke stehen Polizisten und bewaffnete Soldaten.

Ob politisches Kalkül oder nicht, die Sache verbesserte nicht gerade den Ruf der Zeitungen. Als Reporter der Geschichte auf den Grund gingen, machten sie als ursprüngliche Quelle des Artikels drei anonyme Frauen aus. Die, so gestand der Redakteur, seien in sein Büro marschiert und hätten ihm von der Aussage der Schauspielerin berichtet. Ohne weitere Recherchen druckte die Zeitung die Story. Wahrscheinlich wäre Gras über sie gewachsen, wäre sie nicht von Hun Sen im Fernsehen verbreitet worden.

6. Der Wachmann und das kambodschanische Fernsehen

„Tut mir leid, wir haben Mittagspause“, sagt der Wachmann vor der Bank. Ich habe keine Riels mehr und auch meine Bestände an Dollar, der inoffiziellen Zweitwährung Kambodschas, haben mich nicht so weit gebracht wie erhofft. Die Zeit, um kein Geld zu haben, ist äußerst ungünstig. Einen wirklich günstigen Zeitpunkt für leere Taschen gibt es sicher nicht, doch jetzt ist es halb zwölf. Wie auf Befehl geht ganz Kambodscha – fast ganz Kambodscha – um halb zwölf in die Mittagspause. Für mehrere Stunden kommt danach das öffentliche Leben zur Ruhe. Banker, Verkäufer, Studenten, sogar die Motorbikedriver verabschieden sich bis zum frühen Nachmittag von ihrem Tagwerk.

Eingeführt haben die Mittagspause einst die Roten Khmer, die Kambodschaner halten sich bis heute daran, und zwar auf die Sekunde. Wer zu spät kommt, hat Pech. Weil es nirgendwo Geldautomaten gibt, ist man bei monetären Engpässen auf geöffnete Bankschalter angewiesen. „In zwei Stunden ist die Pause zu Ende“, sagt der Wachmann in einem freundlichen, aber finalen Ton. Ich habe keine Wahl, gegen das ungeschriebene Gesetz der kambodschanischen Mittagspause komme ich nicht an. Und wenn auch der Wachmann viel kleiner ist als ich – er trägt eine Waffe.

Was mich so verzweifeln lässt, ist nicht nur der Hunger. Bei leerem Portemonnaie und Magen bieten sich Restaurants an, die Kreditkarten akzeptieren. Solche Restaurants sind teurer als die einfachen Straßenküchen, doch es sind auch nicht die Mehrkosten für das Essen. Am meisten ärgert mich, dass ich einen dieser chinesischen Kung Fu Filme verpasse. Fast alle billigen Straßenrestaurants haben einen Fernseher. Mit dem Lautstärkereger bis zum Anschlag beschallen sie ganze Straßen. Wer was auf sich hält, hat mehrere Boxen angeschlossen. Zum Lärm wirbeln in den Filmen Menschen durch die Luft und erledigen im Flug mehrere Gegner. Am Ende siegt immer das Gute, dazu gibt es Nudelsuppe. Die Kreditkartenrestaurants dudeln höchstens gediegene Hintergrundmusik.

Ob in einem Straßenrestaurant oder in den eigenen vier Wänden – in der Mittagspause läuft die Glotze. Nach einer Studie des Cambodian Telecommunication Institutes schnellte zum Beginn der Mittagspause um 11 Uhr 30 die Zahl der Zuschauer in Phnom Penh von wenigen Hundert auf 50.000 hoch. Gegen 14 Uhr, wenn die Mittagspause endet, nimmt die Zahl der Fernsehbegeisterten wieder ab. Weiter geht es um 20 Uhr, dann erreicht die Zuschauerzahl ihre tägliche Spitze. Ab halb zehn schalten die meisten ihre Flimmerkisten aus, die Wochentage in Kambodscha beginnen früh und enden auch so, nur wenige Tausend glotzen noch nach 23 Uhr.

Durchschnittlich zwei und eine halbe Stunde zappt sich jeder Kambodschaner pro Tag durch das bunte Flimmern, Frauen mehr als Männer, Junge länger als Ältere. Das Fernsehen ist damit das Lieblingsmedium der Kambodschaner. Obwohl ein neues Gerät mit 150 Euro der Hälfte eines jährlichen Durchschnittsverdiensts entspricht, haben sechs der 13 Millionen Kambodschaner einen Fernseher. In den Städten gibt es deutlich mehr Fernsehbesitzer, doch immerhin jeder zweite Landbewohner, 46 Prozent, kann mitschauen. In den Städten erreicht die Verbreitung europäische Dimensionen. In Phnom Penh hat mit 95 Prozent fast jeder eine Glotze, in anderen Städten liegt die Zahl bei 82. Insgesamt erreicht das Fernsehen vor Radio und Zeitungen die meisten Menschen in Kambodscha.

„Fernsehen ist einfacher, spannender und abwechslungsreicher als das Zeitung lesen, sagt Heng Ponley, Marketing Managerin von Apsara TV. „Man bekommt mehr für sein Geld.“ Apsara TV ist einer der kleineren Stationen Kambodschas, sieben gibt es insgesamt. Dazu kommen ausländische Sender wie CNN, BBC World, der Spielfilmkanal HBO und Programme aus den Nachbarländern Thailand und Vietnam, die allerdings nur über Satellit erreichbar sind. Obwohl das Angebot kambodschanischer Fernsehstationen groß ist, ist es nicht eben vielfältig. „Kaum eine Radio- oder Fernsehstation ist wirklich unabhängig“, sagt Raimund Weiss. Der österreichische Politologe hat in einer Studie die Besitz- und Einflussverhältnisse der elektronischen Medien untersucht. Das Ergebnis: Sechs der sieben Fernsehstationen des Landes sind ganz oder teilweise unter Kontrolle der regierenden CPP oder des Premierministers Hun Sen, und mit ihnen die angeschlossenen Radiosender. „Die elektronischen Medien Kambodschas waren und sind Kriegs- und Propagandamittel“, sagt Weiss.

„Wir sind unabhängig“, sagt Krisada Manoonwong, Direktor von TV 5, dem meistgesehenen Kanal des Landes. Das ist keine bewusste Lüge, doch ganz ernst gemeint ist es auch nicht. Dass der Sender zur Hälfte dem Verteidigungsministerium gehört und dass die Nachrichten von einem extra Team im Ministerium produziert werden, ist kein Geheimnis. „Kritische Berichte

kann man den Zuschauern nicht zumuten“, sagt der Fernsehdirektor, „die Kambodschaner sind Demokratie nicht gewöhnt“.

Ganz ähnlich sieht das Jean Pierre Franchi, Leiter von CTV 9, der drittgrößten Station des Landes. „As less politics as possible“, so Franchi. Die offizielle Philosophie ist, das kambodschanische Volk nicht mit politischen und ökonomischen Problemen zu belasten, sondern zu unterhalten. Das war schon mal anders. Vor wenigen Jahren noch machte der Sender Front gegen die CPP und Hun Sen. Ursprünglich war CTV 9 ein Sender der Königs-partei Funcinpec, gegründet mit dem Ziel, Werbung für die Partei bei den Wahlen 1993 zu machen. Eine massenmediale Wirkung hatte das Fernsehen damals nicht, kaum jemand besaß einen Fernseher. Und diejenigen, die einen besaßen, konnten ihn kaum nutzen, denn Strom gab es nur in den großen Städten, und auch hier nur unregelmäßig. Die CPP schenkte dem königstreuen Sender daher wenig Beachtung. Das änderte sich nach dem Putsch 1997. Studio und Technik des Kanals wurden im Parlamentswahlkampf 1998 völlig zerstört. Premierminister Hun Sen und der amtierende Finanzminister haben mehrfach angekündigt, den entstandenen Schaden in Höhe von zwei Millionen Dollar bezahlen zu wollen. CTV 9 sendet heute wieder, doch das versprochene Geld ist bisher nicht geflossen. Muss es auch nicht, inzwischen ist der Sender zu 51 Prozent im persönlichen Besitz des Premierministers.

Überhaupt gleichen die Besitzverhältnisse der kambodschanischen Fernsehlandschaft denen eines auf Grund seines schiefen Turms – und anderer Dinge – weltbekannten Landes. Aber Mamma Mia, auch mafiose Strukturen gibt es anderswo. Der zweitgrößte Sender Kambodschas, das staatliche Fernsehen TVK, wird von einem Mann geleitet, der neben seinem Job als Fernsehdirektor auch Mitglied des Standing Committee der CPP ist, dem höchsten Gremium der Partei. Bayon TV, mit einem Marktanteil von sieben Prozent fünftgrößter Sender Kambodschas, gehört zu hundert Prozent dem Premierminister und seiner Ehefrau. Und der Sender Apsara TV wird maßgeblich von einem Mann finanziert, der ebenfalls Mitglied des Standing Committees ist. Darauf angesprochen erwidert die Marketing Managerin Heng Ponley, dass sie sich um das Geld und nicht um Politik kümmere.

Auch das im Februar 2003 auf Sendung gegangene Cambodian Television Network (CTN) ist nicht ganz so unabhängig, wie es der Managing Director Glen Felgate gerne hätte. „Wir mischen uns nicht in Politik ein“, sagt der eigens für den Aufbau der Station angeheuerte Engländer. Das muss auch nicht sein, die Einmischung kann er getrost den Eigentümern überlassen. Ohne enge Beziehungen zur CPP lässt sich in Kambodscha nicht so einfach ein Fernsehsender aus dem Boden stampfen. Hinter den Kulissen agiert ein Miteigentümer von CTN, ein chinesischer Unternehmer mit guten Kontak-

ten zum Premierminister. Er mischt sich nicht nur in den Sendeablauf ein, sondern, so erfahre ich von Mitarbeiter Christoph Waskow, er nimmt offenbar Einfluss auf die Inhalte und entscheide mit über das Personal.

Gegründet wurde CTN, weil das hinter dem Sender stehende Konglomerat vor Jahren einen Deal mit der Regierung einging. „Zugang zum kambodschanischen Mobilfunkmarkt gegen Gründung einer Fernsehstation“, so Direktor Felgate. Ein äußerst vielversprechendes Geschäft. Weil das Festnetz in Kambodscha hoffnungslos unterentwickelt ist, boomt der Mobilfunkmarkt. Der Zugang zu diesem Markt als Teil des Deals bestand nicht in irgendeiner Beteiligung, sondern im Einstieg in das größte kambodschanische Mobilfunkunternehmen Mobitel. Die Gründung einer Fernsehstation passt gut dazu, denn mit dem eigenen Fernsehsender muss das Unternehmen sich keine Sorgen um den Einkauf von Werbezeiten machen.

Zehn Millionen Dollar haben die Investoren bisher in das Projekt gesteckt. „Nach einem Jahr peilen wir Einnahmen von einer Million Dollar an“, so Felgate. Von Gewinn redet er nicht, der ist erst einmal außer Sichtweite. Vor allem, weil die Sendereichweite von CTN derzeit noch auf 50 Kilometer um Phnom Penh begrenzt ist. Ende 2003 wird ein neues Studio samt neuem Sendemast und größerer Leistung fertig sein. Zusätzliche Relaisstationen in den Provinzen sollen das Programm dann in jeden Winkel des Landes tragen.

Empfangen wird Fernsehen in Kambodscha hauptsächlich über Antenne, über Kabelfernsehen verfügen nur rund 14 Prozent der Haushalte. Zahlen über den Satellitenempfang gibt es nicht, Schüsselwälder wie in Deutschland sind in Phnom Penh jedenfalls nicht zu sehen. Der bevorzugte Empfangsweg ist der terrestrische, daher sind Sendemasten mit genügend Leistung und über das Land verteilte Relaisstationen äußerst wichtig. Je größer die Reichweite, desto mehr Zuschauer und desto höher sind die Werbeeinnahmen. Beim zweitgrößten Fernsehsender TVK, der bis in die hinterste Ecke Kambodschas zu empfangen ist, kostet die Werbeminute bereits über 700 Dollar. Der Sender Apsara TV nimmt 220. Es gebe jedoch keine Fixpreise, so Marketing Managerin Heng Ponley. „Wir geben üblicherweise 50 Prozent Rabatt“, so Heng. Warum sie die Preise dann nicht von vornherein um die Hälfte heruntersetze, frage ich. Das sei nicht logisch, erwidert Heng, die Kunden erwarteten einen Rabatt. Je höher der sei, desto besser. Damit sowohl Werbekunden als auch Sender zufrieden sind, müsse sie mit hohen Preisen starten, auch dann, wenn die Werbekunden von vornherein wüssten, wie viel Rabatt sie erhalten.

Rund 40 Millionen Dollar ist der Fernsehwerbemarkt Kambodschas schwer. Nicht gerade üppig für sieben Sender. „Auf Dauer werden sich in Kambodscha keine sieben Fernsehstationen halten können“, sagt der Politologe Raimund Weiss, der Markt sei schlicht zu klein. Selbst dann, wenn das

Werbudget der Unternehmen wachse und das Fernsehen durch Ausbau der Reichweiten weiter an Bedeutung gewinne.

Noch ein anderer Punkt bereitet Weiss Kopfzerbrechen. „In einem Land, in dem fast 40 Prozent der Bevölkerung unter der Armutsgrenze lebt, grenzen sieben Fernsehsender an Größenwahn“, so Weiss. Welcher der Sender überleben wird, scheint allerdings eher eine politische als eine ökonomische Frage zu sein.

Das Programm der Sender besteht überwiegend aus thailändischen Soaps, Spielfilmen und Spiel-Shows. Wenngleich Krisada Manoonwong als auch Glen Felgate Bildung als einen ihrer Programmschwerpunkte bezeichnen, sind solche Sendungen selten. Eine halbe Stunde pro Woche bringt TV5 ein Programm, bei dem man Englisch lernen kann, CTN erklärt den Umgang mit Computern und Software.

Auf besondere Art handhaben einige Fernsehstationen die Produktion von Nachrichten über das internationale Geschehen. TV5 übernimmt Kurzfilme von CNN oder der BBC – ohne dafür zu bezahlen. Das Material wird einfach kopiert und ausgestrahlt, das spart ein paar Tausend Dollar pro Monat. TV5 will sich nach Aussage von Direktor Manoonwong bald offiziell bei einem der beiden ausländischen Sender für die Übernahme der Nachrichten registrieren. CTN bezahle bereits, so Manager Glen Felgate. Es laufen Berichte der BBC und zusätzlich Material von freien Korrespondenten weltweit.

Neben internationalen bringen die Sender auch nationale Nachrichten. Die werden von den Sendern selbst produziert, teilweise in Außenstudios in den Provinzstädten. Die Auswahl der Nachrichten unterliegt aber speziellen Faktoren. „Die Sender folgen einer klaren Hierarchie“, sagt Raimund Weiss. Am wichtigsten sind Nachrichten über den König. Der Premierminister liegt an zweiter Stelle, danach kommt die Regierung. Es folgen Neuigkeiten über das Parlament und die Parteien und deren Führer, oder besser: die Funcinpec. Die Sam Rainsy Partei wird übergangen. „Wenn wir Informationen über Sam Rainsy senden, denken die Leute, wir unterstützen ihn. Das können wir nicht machen“, sagt Fernsehdirektor Manoonwong. Weil Premierminister Hun Sen seit Wochen durch die Provinz reist, Schulen, Straßen und Brücken einweihet, gehört ihm bereits Monate vor den Parlamentswahlen die meiste Sendezeit. Die Methoden politischer Inszenierung sind auch in Kambodscha nicht unbekannt. Für die unteren Hierarchiepunkte bleibt da wenig Sendezeit.

Wie die Zeitungen haben auch die Fernsehmacher Schwierigkeiten mit der Professionalität des Personals. Die Nachrichtencrew von CTN zum Beispiel brauchte in den ersten Wochen nach Sendebeginn einen ganzen Tag, um die Kurzberichte für die Hauptnachrichtensendung zu produzieren. „Als das Band endlich gesendet werden konnte, war es oft nicht 15, sondern 20

Minuten lang“, erzählt Glen Felgate. Inzwischen habe das Team gelernt, schneller zu arbeiten und sich gleichzeitig an den Sendeplan zu halten. Generell aber, so Felgate, sei seit Eröffnung des Senders vor einem halben Jahr „training on the job“ angesagt. Geschultes Personal gebe es kaum.

7. Puong und die Ausbildung von Journalisten

„You give me back“, sagt Puong fordernd, als er mir die Bangkok Post reicht. Jeden Morgen läuft der 14-jährige die Cafes ab, einen Stapel Zeitungen unter den Arm geklemmt, die er an Ausländer verkauft. Genauer gesagt ist verleihen ihm lieber als verkaufen, deshalb fordert er die Zeitungen zurück. „You give me back?“, sagt Puong noch einmal, und dieses Mal ist es eine Frage.

Das Verleihen von Zeitungen ist üblich. Wer mal schnell einen Blick über die neuesten Ereignisse erhaschen möchte, gibt Zeitungsjungen und Kioskbesitzern einen Teil des Verkaufspreises, liest und gibt das Blatt wieder zurück. Die Leserschaft der Zeitungen ist daher weit größer als die Zahl der verkauften Auflage. Über die verbreitete Auflage weiß jedoch niemand etwas, wie viele Kambodschaner sich eine Zeitung leihen und wie viele da mitlesen ist völlig unbekannt.

Ein und einen halben Dollar kostet die Bangkok Post bei Puong, 50 US-Cent weniger, wenn man sie ihm nach dem Lesen zurückgibt, und noch weniger, wenn er einen kennt. Im Einkauf kostet ihn die Zeitung 3.500 Riels, etwas weniger als einen Dollar. Wenn er die Bangkok Post verleiht, anstatt sie zu verkaufen und sie beim Zeitungshändler wieder zurückgibt, streicht er neben dem Dollar fürs Verleihen noch den eigentlichen Verkaufspreis ein, den er zurück erstattet bekommt. Puong hat doppelt verdient. Das Verleihen funktioniert nicht immer, meint er, sogar eher selten, was er nicht so ganz verstehe. „Die Leute schmeißen die Zeitungen anschließend weg“, sagt er und schaut dabei sehr vorwurfsvoll.

Manchmal einen, an besseren Tagen zwei, an sehr guten Tagen drei Dollar verdiene er, sagt Puong. Im Moment laufe es nicht so gut, der Ausbruch von SARS im nahen China, in Vietnam und in Thailand hat viele Touristen verschreckt. Was er mit dem Geld mache, frage ich ihn. „Das ist für die Schule“, sagt er. Englisch will er lernen, erzählt er mir, damit er überhaupt eine Chance auf einen Job habe. Maler will er werden. Fünf Dollar müsse er für den Englischunterricht pro Woche bezahlen, seine Eltern seien arm und könnten das nicht bezahlen, sein Vater sei krank und könne nicht arbeiten, er habe drei Geschwister und eine kranke Oma, dann will er Trinkgeld. Ich

glaube ihm kein Wort seiner Familiengeschichte, leihe mir die Zeitung aber trotzdem und gebe ihm 1.000 Riels oben drauf. Was immer er mit dem Geld macht, er wird damit niemandem weh tun.

Wahr ist, dass es in Kambodscha neben korrupten Journalisten auch korrupte Lehrer gibt, die ihre Schüler abzocken. Unterricht gegen Geld, auch Lehrer werden in Kambodscha äußerst schlecht bezahlt. Anstatt für ihre Bildung Geld auszugeben, lassen Eltern ihre Kinder lieber welches verdienen, mit Arbeit auf dem eigenen Grund und Boden oder in einer der schäbigen Fabriken der Textil- und Gummiindustrie des Landes. Zwar gibt es offiziell eine Schulpflicht, doch die kann niemand kontrollieren, drei Viertel der Kids gehen nicht länger als sechs Jahre zur Schule. Weiterführende Schulen können sich nur die Wohlhabenden leisten, Universitäten kosten ganze Vermögen.

Selbst nach Schule und Ausbildung sind die Chancen auf einen gut bezahlten Job schlecht. Len, der Motorbikedriver, ist Umweltschutzingenieur. Eine Stelle findet er nicht, nach dem Studium hat er immerhin ein Jahr an einer Schule unterrichten können. „Kambodscha ist zu arm, um sich um Umweltprobleme zu kümmern“, so Len. Arbeit für ihn gäbe es nur bei internationalen Organisationen, doch die ließen sein Heimatland mehr und mehr allein, mit dem Hauptaugenmerk auf Afghanistan und den Irak gerichtet, würden die Geberländer bei Kambodscha sparen.

Für die Journalisten sieht es ebenfalls wenig rosig aus, auch sie finden Jobs eher im nahen Thailand, den Vereinigten Staaten oder in Europa als in ihrem Heimatland. Die Auflagenzahlen der Zeitungen sind in den vergangenen Jahren zurückgegangen, Stellen gibt es nicht. Ein kleiner Hoffnungs-schimmer waren die Fernsehsender und deren angehängte Radiostationen, doch auch hier wird bald eine Marktberreinigung eintreten. Es gibt nicht nur keine Jobs, der Berufsstand des Journalisten ist in Kambodscha – wie anderswo auf der Welt – nicht eben beliebt. Die Nähe zu den Mächtigen ist vor allem in einem Land wie Kambodscha heikel. Dazu sprechen sich Geschichten über Erpressung und das Verbreiten von Unwahrheiten schnell herum. Für angehende Journalisten insgesamt nicht gerade ermunternd. Dazu ist die Aussicht, bei bewaffneten Machtkämpfen unter den ersten Opfern zu sein, ebenfalls nicht besonders verlockend.

Ausbildungsmöglichkeiten waren lange rar. Fast 20 Jahre lang, weder während der Herrschaft der Roten Khmer noch während der vietnamesischen Besatzung, gab es Bedarf an geschulten Hinguckern. Journalisten waren in Kambodscha lange ein erlesener und unzugänglicher Kreis, nur linientreue Journalisten wurden überhaupt geduldet. Wer in der Vergangenheit seine journalistische Aufgabe allzu ernst nahm wurde schnell ermuntert, dies und jenes ein wenig lockerer zu sehen. In ständigem Kontakt mit-

einander und den Mächtigen hatte sich eine eingeweihte und gleichgesinnte Clique gebildet, die kaum zugänglich war, schreibt der kambodschanische Journalist Lor Chandara.

Diese Zeiten sind vorbei. Die Medien sind frei, sogar freier als manchen Kambodschanern lieb ist. Seit Ende der 90er haben internationale und nationale, private und öffentliche Organisationen verschiedenste Ausbildungswege geschaffen. Bernard Krisher wollte mit seiner Cambodia Daily von Beginn an die Ausbildung von Journalisten unterstützen, die Crew der Cambodia Daily besteht zur Hälfte aus Kambodschanern. „Unsere kambodschanischen Mitarbeiter profitieren von unserer Erfahrung“, sagt Chefredakteur Matt Reed. Fast jedes Medium bietet heute Praktikumsplätze an und kooperiert mit den Trägern der Journalistenausbildungen. Pen Samitthy findet das zu wenig. „Wir haben einen sehr hohen Bedarf an qualifizierten Kräften“, sagt er. Leider locke viele fertig ausgebildete Kräfte ein sehr viel höherer Verdienst im Ausland, so Samitthy.

Der erste Hochschulstudiengang im Medienbereich entstand vor etwas mehr als einem Jahr an der Royal University of Phnom Penh. 30 Studenten pro Jahrgang werden hier zu Medien-Managern ausgebildet. Obwohl die meisten später nicht als Journalisten arbeiten wollen, bekommen sie journalistische Praxis vermittelt. „Damit sie eine Ahnung davon haben, was ihre Kollegen so machen“, sagt Michael Kröber, der mit Unterstützung des Deutschen Akademischen Auslandsdienstes den Studiengang mit aufbaut.

Zwei Jahre dauert die Ausbildung. Während eines Praktikums sollen Erfahrungen gesammelt und Kontakte zu potentiellen Arbeitgebern geknüpft werden. „Journalismus ist wichtig für unser Land“, sagt Tath Bunheng. Er ist einer von zwei Studenten, die später mit Notizblock und Kugelschreiber bewaffnet über die Zustände in ihrem Land berichten wollen. Zwei von 34, alle anderen wollen später hinter den Kulissen arbeiten. Bunheng möchte den Journalismus im Land weiterentwickeln, denn ihm ist klar, dass es mit dem Berufsstand nicht zum Besten steht. „Was die Menschen interessiert ist, wie sie das Leben bewältigen können“, sagt der 24-Jährige. Er wolle später Leute zu bestimmten lebensnahen Themen befragen, darüber schreiben und so Hilfestellung geben. „Journalisten sind eine wichtige Stütze der Demokratie“, sagt Seng Bopha, der zweite angehende Journalist in der Gruppe. Die Tatsache, dass die Stützen der Demokratie in ihrem Land bis vor kurzem regelmäßig verfolgt, verhaftet und getötet wurden, hält weder ihn noch seinen Kollegen in ihrem Vorhaben auf.

Vor ein paar Monaten ist der Lehrstuhl mit dem Institute for Communication zusammengelegt worden, einer Einrichtung gegründet vom Informationsministerium, zum Teil finanziert von den Vereinten Nationen. In dem neuen Gebäude auf dem Campus gibt es eine kleine Bücherei mit Zeitungen

und Fachliteratur, Computer mit Internetanschluss und ein analoges Radiostudio. Martin Kröber versucht gerade, eine neue, digitale Ausrüstung ins Land zu bekommen. „Keine leichte Aufgabe“, so Kröber, „jeder will seinen Teil abhaben.“ Der Zoll, die LKW-Fahrer und die Polizei sowieso. In dem fertigen Studio sollen die Studenten irgendwann ein ganztägiges Radioprogramm produzieren, so Kröbers Vision, auch an ein Fernsehstudio ist gedacht. Der Mann hat Ideen.

Bevor in einem digitalen Radiostudio ein Vollprogramm entsteht gibt es noch einiges zu tun. Obwohl in Englisch unterrichtet wird sprechen die meisten der Studenten die Sprache nicht fließend. „Der Standard ist auf unterstem Niveau“, sagt Kröber, die Vorbildung sei mit Deutschland nicht zu vergleichen. „Wir lehren hier die simpelsten Dinge“, sagt Dozentin Susanne Mitler. Den Standard an ein westliches Niveau anzugleichen, dürfte Jahre oder sogar Jahrzehnte dauern, sagt sie.

8. Lyong und der Verkehr – und ein Epilog

„Nicht anhalten, wenn die Polizei dich rauswinkt“, sagt Lyong. „Wenn es nicht anders geht und du anhalten musst, zahl’ nicht mehr als einen Dollar“. Ich habe mir eins von Lyongs Motorrädern geliehen, und er bereitet mich auf die kambodschanischen Ordnungshüter vor. An allen großen Straßenkreuzungen der Stadt stehen Polizisten, deren einzige Beschäftigung darin besteht, ab und zu Auto- und Motorradfahrer anzuhalten, um Geld von ihnen zu verlangen. Hat man einmal angehalten, könne man sich gegen die Abzocke durch die uniformierte Obrigkeit kaum wehren, meint Lyong. Die beste Strategie sei deshalb, gar nicht erst anzuhalten, denn die kambodschanischen Tschakkos seien nicht nur korrupt, sondern auch faul. „Die kommen nicht hinterher“, sagt Lyong, nur sehr selten setzten sie sich auf ihre Motorräder und starteten eine Verfolgungsjagd.

Die Vorstellung, einfach Gas zu geben wenn die Polizei mich anhalten will, klingt verlockend. Sehr viel mehr aber reizt mich die Herausforderung, mit dem kambodschanischen Verkehr zurecht zu kommen. Eins ist mir als Fußgänger bereits aufgefallen: Jeder scheint so zu fahren, wie er will, ohne Regel, ohne System. Ob in den Gegenverkehr, einfach raus aus einer Nebenstraße oder rückwärts aus einer Parklücke. Erst, wenn man selbst ein Vehikel durch den Verkehr steuert, ein Teil des quirligen Getümmels wird, erkennt man Strukturen im Chaos. Und mit einem Mal wird einem der tiefere Sinn des Treibens klar: Jeder fährt, wie er will, ohne Regel, ohne System.

Das funktioniert, weil erstens die Durchschnittsgeschwindigkeit der we-

nigen Autos und vielen Motorbikes etwa 30 Stundenkilometer beträgt. Und zweitens jeder weiß, dass alle anderen so fahren, wie sie wollen, aber auf jeden Fall fahren wollen. Fährt jemand in den Gegenverkehr, will er auf keinen Fall einen Unfall provozieren, sondern nicht so lange warten, bis der Gegenverkehr ein Abbiegen erlaubt. Schießt jemand ohne vorher zu schauen aus einer Seitenstraße, will er auf keinen Fall jemanden verärgern, sondern schlicht nicht anhalten und gucken, vielleicht, weil er keine Bremsen hat. Donnert jemand rückwärts aus einer Parklücke will er auf keinen Fall einen Auffahrunfall provozieren, sondern so schnell wie möglich vorwärts fahren. In all diesen Situationen machen sich die Verkehrsteilnehmer Platz, weichen sich gegenseitig aus oder bremsen. Ohne hupen, ohne fluchen – und ohne Baseballschläger. Mit ernsthaften Konsequenzen muss der rechnen, der aus dem chaotischen Verhalten falsche Schlussfolgerungen zieht. Wer meint, die kambodschanischen Verkehrsteilnehmer wollten sich alle gegenseitig umbringen, liegt falsch und ist verunsichert. Diese Verunsicherung verunsichert dann andere. Da reicht ein zögerlicher Schlenker kurz vor einem Geisterfahrer, ein plötzliches, unerwartetes Ausweichen wegen eines einbiegenden Fahrzeugs oder ein zaghaftes Bremsen hinter einem rückwärts Fahrenen – und schon ist es passiert.

Trotz UNTAC sind die meisten Straßen in Phnom Penh mittlerweile asphaltiert. Auffälligerweise sind in Vierteln, in denen hohe Vertreter der Regierung wohnen, selbst die kleinsten Wege mit Teer überzogen. Dagegen verschwinden manche Verbindungsstraßen noch immer regelmäßig in Wolken aus Sand und Staub. Es gibt Versprechungen, auch die restlichen Straßen der Hauptstadt in kürzester Zeit zu asphaltieren, doch Ankündigung gab es schon häufiger.

Wo es Asphalt gibt und Bürgersteige, die die Franzosen hinterlassen haben, haben Händler ihre Waren ausgestellt. Zu kaufen gibt es in Phnom Penh alles. Von einem Moment auf den anderen war Kambodscha nicht nur demokratisch, sondern wirtschaftlich liberal, zur Freude der Konsumgüterindustrie Asiens, Europas und Amerikas, dessen potentielle Abnehmerschar um 13 Millionen wuchs. Gleich im Dutzend reihen sich in den Straßen Geschäfte aneinander, die sich auf eine bestimmte Ware spezialisiert haben. Hier zehn Läden mit Motorbikes, gegenüber mehrere Läden mit Helmen und Zubehör, etwas weiter gibt es Kühlschränke, Klimaanlage und Fernseher, dort Fahrräder, da Computer, DVD-Player und Stereoanlagen. Wer kann, hat Teil am Konsum, doch die meisten können nicht. Das erzeugt Neid und Unzufriedenheit. Len, der Motorbikedriver, fährt jeden Tag eine Stunde von seinem Elternhaus nach Phnom Penh, um hier sein Geld zu verdienen. Inzwischen habe er sich an die Luxusshow auf den Straßen gewöhnt, sagt er, doch der Wandel der letzten Jahre sei selbst ihm zu schnell gegangen. „Heute wirst du

zum Ingenieur ausgebildet, und morgen braucht dich niemand mehr“, sagt er, Len ist 24 Jahre alt.

Der schnelle Wandel hat die Geister der Vergangenheit verscheucht. Doch sie sind noch spürbar, sie haben sich nur in eine dunkle Ecke zurückgezogen. Fremden gegenüber sind die Kambodschaner fast erschreckend offen. Doch in ihrem Inneren sitzt ein tiefes Misstrauen vor allem den eigenen Landsleuten gegenüber, den Machthabern von damals, die zum Teil noch heute regieren, den Mördern und Folterknechten von einst, den Korrupten, den Mitläufern. „Offen geredet wird nur in der Familie oder mit guten Freunden“, sagt Len. Meinungsfreiheit, die gebe es offiziell, so Len. Aber warum trauten sich die Leute dann nicht, am Biertisch über Politik, Korruption und Vetternwirtschaft zu reden? Auch eine faire und unabhängige Justiz gebe es offiziell, aber warum, fragt Len, würden weder Hun Sen noch andere Mitglieder der Regierung wegen ihrer Vergangenheit im Terrorregime der Roten Khmer vor Gericht gestellt? Und die Medien seien offiziell auch frei, doch nur die englisch- und französischsprachigen Blätter, die kaum jemand lesen könne, trauten sich, offen über die Missstände im Land zu schreiben, während die Fernsehsender das Volk mit stupider Unterhaltung bombardierten. „Meine 14-jährige Schwester ist vor ein paar Monaten fast vergewaltigt worden,“ erzählt Len, nur mit Glück sei sie davon gekommen. Der Täter, ein Sechzehnjähriger aus gutem Haus, habe der Familie Lens gedroht, falls sie ihn anzeigen sollte. Seine Familie, so der Sechzehnjährige, habe mehr Geld und würde am Ende jeden Prozess gewinnen. Auch Kambodschas Richter, erklärt Len, seien einem Nebeneinkommen nicht abgeneigt.

Jedes fünfte kambodschanische Kind wird Opfer sexueller Gewalt, Verurteilungen gibt es so gut wie nie. Das seien die Dinge, über die die Leute redeten, so Len. Und über die die Medien schwiegen.